

3.3 Zwei Modi der Bildung von Gefühlen: Gestaltbildung und Erzählbildung

Mit Hilfe von zwei Beispielen soll nun der Vorschlag, die Bildung komplexer Gefühle analog zur Bildung einer Gestalt oder einer Erzählung zu denken, konkretisiert und plausibilisiert werden. Für das erste Beispiel sei nochmals an das Erschrecken auf der Autobahn erinnert, das den Vorzug hat, kaum als bloße Instinktreaktion umgedeutet und wegerklärt werden zu können (vgl. S. 254 f.). Wer auf der linken Spur der Autobahn mit hoher Geschwindigkeit zwei Fahrzeuge auf der rechten Spur überholt, von denen das hintere dann bei Annäherung plötzlich auf die linke Spur wechselt, erschrickt mitunter auch dann, wenn er mit der Möglichkeit dieses Spurwechsels gerechnet hat. Sowohl das »auslösende Wahrnehmungsgeschehen« als auch die unmittelbare Reaktion (vor allem das Wechseln des rechten Fußes vom Gas auf die Bremse) erscheinen hinreichend weit entfernt von allen »biologischen Schreckauslösern« (nun letztmalig: der Bär im Wald) und entsprechenden Reaktionen (der hektischen Flucht etwa), um den Schreck nicht mehr als fest implementiertes und nun in Funktion gesetztes biologisches Programm begreifen zu können. Verschiedenerlei Lernprozesse sind notwendig, um hier erschrecken zu können. Dennoch ist der Schreck ebenso unmittelbar (und er fühlt sich auch genauso an), wie jeder beliebige andere auch. Um ganz deutlich zu machen, daß es sich bei dem entwickelten Beispiel tatsächlich um ein komplexes Gefühl handelt (oder zumindest handeln kann), können wir es noch ein wenig weiter verkomplizieren. Wir können als notwendige Bedingung hinzufügen, daß wir selbst das Auto fahren müssen, um zu erschrecken: Ich weiß nicht, wer die Erfahrung teilen kann, aber mir ist es in ähnlichen Situationen als Beifahrer schon so ergangen, daß ich merkwürdig ruhig blieb, obwohl auch ich den plötzlichen Spurwechsel eines Fahrzeugs (und die daraus resultierende gefährliche Situation) wahrgenommen hatte. Wohlgemerkt: das ist nicht immer der Fall, manchmal erschrecke ich, ganz ähnlich wie der Fahrer – wenn ich aber selber fahre, geht eine derartige Situation grundsätzlich nicht ohne einen Schreck wie den geschilderten vorüber. Wir können also postulieren, daß in einem Schreck wie dem entfalteten durchaus eine Menge Bestandteile »zusammenkommen«: neben einem Wahrnehmungsgeschehen, das bereits selbst komplex ist und nicht schon von selbst, sondern nur als Folge eines Lernens als etwas Gefahren Bergendes erscheint (aber sich nicht oder so gut wie nicht von dem des ruhig bleibenden Beifahrers unterscheidet), eine notwendige und adäquate (gelernte) Reaktion darauf, und außerdem das »Wissen« (in einem sehr weiten Sinn des Wortes), daß ich

das Auto fahre, daß also *mein* Fuß (und nicht der meines Beifahrers) das Bremspedal finden kann und soll.⁷ Das geschilderte Erschrecken darf also durchaus als komplexes Gefühl in unserem Sinne gelten.

Und wie kommt es zustande? Bestimmte Bestandteile – etwa Elemente der Wahrnehmung, das »Wissen« (oder Bewußtsein der Tatsache), daß ich selbst fahre usw. – fügen sich plötzlich zusammen, als würde sich eine Gestalt bilden. Obwohl das schlagartig geschieht, ist es doch bedeutend komplexer als eine bloß instinktive Reaktion. Und es geschieht wie von selbst, ich kann in diesen Prozeß (der analog ist zu einer Gestaltbildung) nicht willentlich eingreifen; nicht einmal wenn ich im Vorfeld mit dem Ausscheren rechne und mich bremsbereit mache, kann ich mein Erschrecken verhindern. In dem skizzierten Beispiel scheint mir demzufolge so etwas wie ein komplexes Gefühl getroffen, dessen Entstehung man sich analog zur Gestaltbildung vorstellen kann.

Für das zweite Beispiel stellen wir uns eine Frau vor, die das Sakko ihres Mannes in die Reinigung bringen möchte und in der Innentasche zwei Theaterkarten vom letzten Freitag findet.⁸ Sie wundert sich, daß ihr Mann nichts von einem Theaterbesuch erzählt hat, und setzt sich aufs Bett (das Sakko befand sich im Schlafzimmer) als ihr klar wird, daß es sich um den Freitag handelt, für den ihr Mann aufgrund eines Geschäftsessens, das sich wohl lange hinziehen werde, sein spätes Heimkommen avisiert hatte. Alles erscheint nun in einem neuen, ganz anderen Licht: Der ungewöhnlich große Strauß roter Rosen zum Hochzeitstag vor einigen Wochen – der 19., zwar kein runder, aber immerhin nicht mehr der zweite oder dritte (vom siebenten ganz zu schweigen) – hatte sie zu Tränen gerührt. Wortreich hatte er bedauert, in den letzten Monaten so

7 Es ist schon erstaunlich, wie selten es im Fußraum des Beifahrers in derartigen Situationen zu »Phantombremungen« kommt. Viel häufiger scheint mir der Fall, daß selbst wenn beide erschrecken, lediglich der Fahrer bremst. Es mag trivial erscheinen darauf hinzuweisen, daß die ganze Zeit während der Fahrt in jedem der beiden ein »Wissen« darüber vorhanden und wirksam ist, ob er fährt oder nicht. Die Folgen dieser Trivialität sind dann jedoch weniger trivial: Denn macht man sich klar, daß im Erschrecken der eine das Bremspedal tritt, der andere (obgleich ebenfalls des Fahrens kundig) es nicht einmal versucht, dann legt man damit auch nahe, daß dieses »Wissen« jeweils eingeht in das Erschrecken. Außerdem hat es zur Folge, daß wir uns in diesem Fall wohl die körperliche Reaktion keineswegs als eine Folge des Gefühls denken können, die Rede vom motivierenden Charakter des Gefühls nicht einmal metaphorisch zutrifft: Wir treten nicht *aus* Schreck auf die Bremse, sondern wir treten auf die Bremse *und* wir erschrecken (bzw. wir erschrecken, ohne auf die Bremse zu treten, wenn wir Beifahrer sind).

8 Auch hier soll das Beispiel keinerlei präskriptive oder normative Konnotationen entfalten. Bekanntlich sind mittlerweile andere Formen ehelicher Rollen- und Arbeitsverteilung vorstellbar und aufzufinden.

wenig Zeit für sie gehabt zu haben, die Lage in der Firma sei nun mal ziemlich schwierig im Moment, aber es kämen auch wieder leichtere Zeiten, und auf die freue er sich, und er freue sich mit ihr. Und sie hatte sich mit ihm gefreut. Jetzt erscheint ihr der Blumenstrauß als beredtes Zeichen seines schlechten Gewissens, daß er ihn überhaupt verschenkte, kommt ihr infam vor, und ihre Rührung ärgert sie maßlos. Seine Abwesenheit – eine Abwesenheit in doppelter Weise: daß er so wenig zu Hause war, und wenn doch, dann ihr nicht mehr zuhörte und oft nur so vor sich hinsah – hatte sie sich mit der Situation in der Firma erklärt, die unter der allgemeinen Krise der Branche litt und gerade in drastischen Schritten (und mit drakonischen Schnitten) neu strukturiert wurde. Wenn ihn seine leitende Position nicht doch davor schützte, den Maßnahmen zum Opfer zu fallen, würde er es in seinem Alter sehr schwer haben, wieder eine geeignete Stelle zu finden. Jetzt will sie sich kaum verzeihen, daß sie so lange überhaupt nicht auf die Idee kam, es könnte auch etwa anderes dahinter stecken. Sicher, er war abwesend, weil er mit den Gedanken woanders war – nur nicht in der Firma, sondern weiß der Teufel wo. – Nicht so schnell, vielleicht gab es ja doch eine andere Erklärung für die Theaterkarten. Mit auswärtigen Geschäftsfreunden am Abend in das hiesige, nicht unbekannte Schauspielhaus, das kam schon mal vor – aber wieso sollte gerade er dann hinterher die Karten in der Tasche haben, und wieso nur zwei? Egal, zu welchem Schluß die Frau kommt und was sie als nächstes tut – ob sie ein befreundetes Ehepaar anruft und unauffällig etwas zu erfahren versucht, ob sie ihrem Mann alles offen erzählt, woraufhin er bedauert, die Freikarten, die ihm ein als Statist mitspielender Freund überreicht hatte, nicht an sie weitergegeben zu haben, hätte sie dann doch mit einer Freundin hingehen können (die Inszenierung soll recht gut sein, hört man), weil er selbst ja ohnehin verhindert gewesen sei, an diesem Abend des Geschäftsessens –, egal was die Frau also tut: Wir können an dieser Stelle abbrechen mit dem Versuch, das skizzierte Beispiel weiter zu entfalten. Es ist deutlich geworden, daß sich der Prozeß, während dem es im vorliegenden Fall zu einem Gefühl – z. B. einer Eifersucht – kommt, grundlegend von dem im ersten Beispiel entfalteten unterscheidet. Hier stellt sich das Gefühl keineswegs schlagartig oder plötzlich ein, sondern es ist die Folge längerer stummer Selbstgespräche und Abwägungen (sowie bereits ihre Begleiterscheinung, die sich jedoch ständig wandelt und dem aktuellen Stand der Erwägungen anpaßt) – bzw. des Bildens einer Geschichte. Ein solches Gefühl zu empfinden, zu einem solchen Gefühl erst zu kommen, benötigt Zeit. Ähnlich wie bei der Erzählung ist nicht nur Zeit nötig, ein solches Gefühl zu bilden (entsprechend der Erzählzeit), das Gefühl selbst verweist dann wiederum auf zeitlich ausgedehnte Zusammenhänge (ent-

sprechend der erzählten Zeit; hier die Zeit des veränderten Verhaltens des Mannes). Außerdem ist das Gefühl bzw. der es konstituierende Prozeß grundsätzlich offen für die intentionalen Eingriffe des Fühlenden: Die Frau aus unserem Beispiel kann »entscheiden«, ob sie, nachdem ihr Mann von den nicht weitergegebenen Freikarten erzählt, die roten Rosen nicht doch als Ausdruck seiner nach wie vor lebendigen Gefühle für sie betrachtet und als Zeichen seines schlechten Gewissens lediglich insofern, als er so wenig Zeit für sie hat. Auch hierbei handelt es sich um ein typisches Merkmal der Erzählung: Die Bedeutung eines einzelnen Geschehnisses, einer einzelnen Episode ergibt sich erst durch ihre Einbettung in ein übergeordnetes Ganzes – und ändert sich demzufolge in Abhängigkeit von letzterem. Sie kann mehr oder minder frei darüber verfügen, *welche* Geschichte sie schließlich aus den zur Auswahl stehenden Ereignissen bildet und einer Freundin erzählt. (Ja, sie kann sogar ihre Freundin an dieser Entscheidung beteiligen, wenn sie sich mit ihr trifft, ihr alle relevanten Details inklusive alternativer Lesarten präsentiert und dann mit ihr gemeinsam berät, was davon wohl zu halten sei. Es lassen sich in ähnlichen Fällen unschwer derartige kollektiv vorangetriebene Entfaltungen alternativer Geschichten denken.) Daher scheint mir in dem zweiten Beispiel so etwas wie ein komplexes Gefühl skizziert, dessen Entstehung man sich analog zur Bildung einer Erzählung vorstellen kann.

Versuchen wir die beiden hiermit angedeuteten Modi der Gefühlsbildung weiter zu konturieren, dann können wir zunächst an die Rolle der Sprache denken. Gestaltbildung ist ein Prozeß, der ohne Mitwirkung der Sprache verläuft, während das Bilden einer Erzählung naturgemäß ohne Sprache gar nicht vorstellbar ist. In den Vorarbeiten des ersten Kapitels hatten wir einerseits weitgehend »sprachlose« (oder zunächst sprachlose) Gefühle ermittelt, die sich sprachlich dann mehr oder minder gut symbolisieren und kommunizieren lassen, andererseits jedoch auch solche, die erst in der Sprache und im Umgang mit ihr zu entstehen scheinen (vgl. vor allem Kapitel 1.1.1 und 1.2.5). Warum sollte man sich erstere nicht analog zur Gestalt-, letztere analog zur Erzählbildung entstanden denken? Sogar die Frage von angeborenen und erworbenen Gefühlen läßt sich (versuchsweise und ganz lose) in Verbindung mit dieser Unterscheidung bringen. Auch wenn wir uns einer vorschnellen Auffassung angeborener Gefühle als analog zur Gestaltbildung, erlernter Gefühle als analog zur Erzählbildung entstanden entschieden verweigern möchten: Immerhin läßt sich festhalten, daß die Gestaltbildungsprozesse, die eingangs in Zusammenhang mit der Wahrnehmung skizziert wurden, nicht gelernt werden müssen (oder können), sondern sozusagen als »Grundausrüstung« immer schon zur Verfügung stehen, während demgegenüber das Erzählen (wie ja bereits das Sprechen) durchaus gelernt werden muß, der Erwerb

»narrativer Kompetenz« (vgl. Bamberg 1987; Boueke, Schüle, Böscher, Terhorst & Wolf 1995) sogar als besonders diffizile und dementsprechend spät erbrachte Leistung der sprachlichen Entwicklung betrachtet werden kann.⁹ Fragen wir nach weiteren Argumenten für die vorgeschlagenen Analogiebildungen, könnte man im Falle der Erzähltheorie just die eben angedeutete konstitutive Rolle der Sprache für manche Gefühle ins Feld führen und stark machen; eine detailliertere Analyse könnte an den Tag bringen, daß es nicht nur unspezifisch Sprache, sondern insbesondere Sprache in der Form einer Erzählung ist, die eine solche konstitutive Rolle spielt. Und im Falle des Gestaltbegriffes könnte ein pragmatisches Argument lauten, daß er seine Nützlichkeit (wie eingangs angedeutet) bereits bei der Übertragung auf mancherlei Feld – Handlungen (Köhler) oder den gesamten Lebensraum (Lewin) – bewiesen hat: warum nicht auch auf Gefühle? Diese Übertragbarkeit gestattet eine weitere Überlegung: Bei meinem Versuch, Vorschläge für die Bildung komplexer Gefühle zu unterbreiten, habe ich Gestaltbildung und Erzählbildung einander gegenübergestellt und aneinander konturiert. Denkbar erscheint aber auch, diesen Versuch mit einem erweiterten und differenzierten Begriff der Gestalt zu reformulieren, der dann denjenigen der Erzählung umfassen würde. Wichtig erscheint mir demzufolge nicht, ob nun von Erzähl- und Gestaltbildung als »Muster« für die Bildung komplexer Gefühle gesprochen wird, oder aber an selber Stelle von unterschiedlichen Gestaltbildungsprozessen, die willentlich und unwillkürlich, langwierig oder plötzlich, sprachlich oder ohne Sprache verlaufen können: Wichtig erscheint mir allein, daß man Vorstellungen dafür findet und ausformuliert, wie man sich die Bildung komplexer Gefühle zu denken hat. Die beiden vorstehend unterbreiteten Vorschläge scheinen mir solche Vorstellungen darzustellen – oder jedenfalls darstellen zu können, und das mit hinreichender Wahrscheinlichkeit, um ernsthaft in eine Diskussion darüber einzutreten.

Wenn diese Vorschläge – um abschließend ein mögliches Mißverständnis gar nicht erst aufkommen zu lassen – hier in mancher Hinsicht einander gegenübergestellt worden sind, dann zunächst einmal lediglich deshalb, weil sie entgegengesetzte Eigenschaften haben; dies impliziert jedoch keineswegs, daß sie als einander ausschließende Alternativen aufgefaßt werden sollten. Es spricht nichts dagegen, sich beide Prozesse auch gleichzeitig in Wirkung vorzustellen (so ähnlich, wie etwa der Schmerzsinne eine schnelle und eine langsame »Reizantwort« kennt) –

9 Ein schlichter und unabweisbarer Grund hierfür besteht in der Tatsache, daß die narrative Kompetenz mindestens weitgehende Kompetenz auf den anderen Feldern des Spracherwerbs – lautlich, semantisch, grammatisch, pragmatisch – voraussetzt.

und bedenkt man, wie komplex der Gegenstand jeder Gefühlstheorie ist, eher im Gegenteil einiges dafür. Denn versetzen wir uns abschließend nochmals in jene Frau, die die Theaterkarten findet – warum wohl setzt sie sich aufs Bett? Wer kann sie sich nicht vorstellen (sich nicht vielleicht sogar an sie erinnern), die plötzliche Schwäche in den Kniekehlen, die schlagartige Übelkeit im Magen? Es ist noch nicht einmal in groben Zügen bedacht, was diese Theaterkarte bedeutet, geschweige denn zur sinnvollen Geschichte geformt – und doch trifft sie die Gewißheit fast wie ein körperlicher Schlag, die Gewißheit, *daß* es etwas zu bedeuten hat, und daß es nichts gutes zu bedeuten hat.

Es scheint also durchaus vorstellbar, daß wir im aktuellen (und mitunter ja durchaus unübersichtlichen) Gefühlsgeschehen mit beiden Prozessen gleichzeitig zu tun bekommen. Und mehr noch: Es läßt sich denken, daß beide wechselseitig Einfluß aufeinander nehmen, einander bedingen bzw. aufeinander aufbauen – also jedenfalls noch nicht einmal sauber getrennt voneinander ablaufen, wo sie doch schon gleichzeitig ablaufen. Bedenken wir nur das zuletzt geschilderte Beispiel noch ein wenig weiter: Wie leicht kann es sein, daß jener Frau nicht nur schmerzhaft bewußt ist, wie weich ihre Knie plötzlich werden, wie heiß ihr ist, wie ihr der Strauß Rosen einfällt, noch ehe sie eine Geschichte dazu erzählen kann – wie leicht kann es sein, daß sie all dies zudem nicht sofort vergißt, sondern ebenfalls ihrer Freundin erzählt. Der Moment in dem sie die Theaterkarte findet, der durch analog zur Gestaltbildung vorstellbare Prozesse seine spezifische Qualität erhält, wird zu einem Element, das übergeordnet durch analog zur Erzählbildung zu verstehende Prozesse wiederum einzubinden ist, in eine Erzählung, in ein Gefühl (z. B. der Bitterkeit, der Reue, der Erleichterung, wenn sie eine entsprechende Geschichte später ihrem Mann erzählt – eben je nachdem...). Damit soll jedoch nicht schon suggeriert sein, daß die Erzählbildung stets als nach- oder übergeordneter Modus der Bildung des Gefühls aufzufassen ist, der fallweise durch Gestaltbildung entstandene Elemente (mit) integriert. Auch eine umgekehrte Hierarchisierung ist vorstellbar. Nehmen wir an, die Frau und ihre Freundin tragen weitere Ereignisse und Erlebnisse, Beobachtetes und Gehörtes zusammen und bilden die beiden angedeuteten und alternativen Erzählungen weiter aus zu elaborierten und umfänglichen, allerdings einander widersprechenden Geschichten: eine von des Mannes Untreue, eine von seiner beruflichen Überlastung. Scheinen sich beide Erzählungen nicht, während sie das tun und abwechselnd an der einen und der anderen »arbeiten«, zueinander zu verhalten genau wie die Vase und die Gesichter einer Rubinschen Kippfigur? Man kann hier wohl wiederum ein Gefühl analog zur Bildung einer Gestalt ent-

standen denken – und die in diese Gestaltbildung eingehenden Elemente sind (auch) bereits gebildete Erzählungen.

Mit der Gestaltbildung und der Erzählbildung könnten zwei Modi der Bildung komplexer Gefühle skizziert sein, die auf vielfältige Weise miteinander und gegeneinander arbeiten; vielfältig und mit höchst verschiedenartigen Resultaten. Eine eingehendere Analyse muß im vorliegenden Rahmen unterbleiben – erste Hinweise, daß sie sich lohnen könnte, scheinen immerhin erbracht.

